

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 1

Artikel: Der Geschworene
Autor: Capek, Karel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662186>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D E R G E S C H W O R E N E

«Ich habe einmal Richter sein müssen», sagter Herr Firbas und räusperte sich, «damals, als ich als Geschworener ausgelost war. Damals kam gerade der Fall Luise Kadanik, die ihren Mann ermordet hatte, an die Reihe. Wir waren acht Männer und vier Frauen, und wir Männer sagten uns, mehr oder weniger im stillen: das kann gut werden, diese vier Vetteln werden gewiss versuchen, das Frauenzimmer freizusprechen! Wir waren also schon im vornhinein keine Freunde der Luise Kadanik.

Im ganzen besehen, war es eigentlich der normale Fall einer unglücklichen Ehe. Kadanik war Zivilgeometer gewesen und hatte eine um zwanzig Jahre jüngere Frau geheiratet. Als Luise vor dem Altar stand, war sie ein junges Mädchen, und es fand sich ein Zeuge, der auszusagen wusste, die Frau habe schon an dem der Hochzeit folgenden Tage geweint, sei kreidebleich gewesen und habe sich vor Ekel geschüttelt, als der neugebackene Ehemann sie berühren wollte. Ich habe oft daran gedacht, welche fürchterlichen Erfahrungen so ein unschuldiges Ding nach der Hochzeit häufig genug machen muss. Stellen Sie sich nur vor, beispielsweise, dass so ein Mann gewöhnt ist, nur mit gewissen Frauenzimmern umzugehen und sich dann auch danach benimmt. Was da so in einer jungen Person vorgeht, davon kann sich vermutlich ein Mann gar keine Vorstellung machen. — Der Staatsanwalt aber konnte dem eine andere Zeugenaussage gegenüberstellen, derzufolge die Luise angeblich schon vor ihrer Ehe ein Techtelmechtel mit einem Studenten gehabt habe, mit dem sie auch nach ihrer Verheiratung noch Briefe gewechselt haben soll. Wie dem auch immer gewesen sein mochte: bald nach der Hochzeit zeigte es sich, dass es in dieser Ehe nicht klappte. In Frau Luise entstand ein physischer Widerwille gegen ihren Mann, nach einem Jahr gab es eine Fehlgeburt, und seit damals hatte sie ein Frauenleiden. Der Herr Geometer hielt sich anderwärts schadlos; zu Hause schlug er bei jeder Gelegenheit Krach und

tobte wegen jedes verausgabten Hellers. In jenem Unglückstage hatten sie wieder einen Auftritt wegen eines Hemdes aus Crêpe-de-Chine oder dergleichen, und der Herr Geometer schickte sich eben an, seine Hausschuhe mit seinen Schuhen zu vertauschen, weil er keine Lust hatte, sich zu Hause die Laune verderben zu lassen. In diesem Augenblick ging Luise von hinten an ihn heran und schoss aus einem Browning in seinen Hinterkopf. Dann rannte sie auf den Gang hinaus und trommelte an die Tür eines Nachbarn, man solle hineingehen, drin liege ihr Mann, sie habe ihn umgebracht, und jetzt gehe sie die Selbstanzeige machen. Aber schon auf der Treppe brach sie in Krämpfen zusammen. Das war alles.

Nun sassen wir da, wir zwölf, und hatten über ihre Schuld zu entscheiden. Die Luise sei, hiess es, einmal ein hübsches Mädchen gewesen. Aber das wird Ihnen ja bekannt sein, dass ein Frauenzimmer in der Untersuchungshaft nicht schöner wird. So aufgeschwemmt sah sie aus, und aus ihrem blassen Gesicht leuchteten böse und hasserfüllte Augen. Oben thronte der Vorsitzende, die Mensch gewordene Gerechtigkeit, unerhört würdevoll, fast priesterlich in seinem schwarzen Talar. Der Staatsanwalt war der schönste Staatsanwalt, den ich je zu sehen bekam: stark wie ein Stier, angespannt und kampflustig wie ein gutgenährter Tiger. Man konnte es ihm anmerken, mit welcher Freude an der eigenen Kraft und Ueberlegenheit er sich auf sein Opfer stürzte, dessen glühende Augen so hasserfüllt auf ihn gerichtet waren. Der Verteidiger der Angeklagten sprang ein um das andere Mal gereizt auf und hatte Geplänkel mit ihm. Uns Geschworenen war das peinlich; denn es sah oft genug so aus, als handelte es sich hier nicht darum, über die Mörderin Gericht zu halten, sondern um einen Streit zwischen dem Verteidiger und dem Staatsanwalt. Dann also waren wir da, die Richter aus dem Volke, berufen, nach unserem menschlichen Gewissen zu richten. Aber so sehr wir auch den Willen dazu hatten, die Mehrzahl unter uns langweilte sich entsetzlich bei dieser Advokatenmache und bei den prozessualen Formalitäten. Hinten drängten sich die Zuhörer und delectierten sich an dem Fall Luise Kadanik. Manchmal, wenn sie, in die Enge getrieben, nichts mehr zu sagen wusste, konnte man die Leute hören, wie sie vor Wonne geradezu grunzten.» Herr Firbas strich sich über die Stirn, wie um Schweiss abzuwischen.

«Mir war oft genug zu Mute, als wäre ich nicht auf die Geschworenenbank, sondern auf eine Mar-



Herbstfaulheit Photo Geissbühler

terbank gesetzt worden; als müsste ich, ich selbst, aufspringen und rufen: ‚Ich gestehe alles, macht mit mir, was ihr wollt!‘

Die Zeugen kamen. Wichtigtuersch sagten sie aus, ein jeder blähte sich irgendwie auf, er wisse noch dies und jenes — die ganze Kleinstadt sprach aus diesen Aussagen, dieser ganze Haufe von Gehässigkeit, Klatsch, Protektion, Gezischel, Neid, Schmähsucht, Politik und Langeweile. Wollte man den Zeugen glauben, so war der Verstorbene ein ehrenwerter und aufrechter Mann und ein ordentlicher Bürger gewesen, von untadeligem Ruf; dann aber wieder ein Schürzenjäger und Geizhals, ein brutaler Mensch, zügellos und grob, kurz — man konnte wählen. Schlimmer kam Frau Luise weg; sie sei ein leichtsinniges Frauenzimmer, verschwenderisch, trage Seidenwäsche, kümmerne sich nicht um den Haushalt, mache Schulden.

Mit einem eisigen Lächeln beugte sich der Staatsanwalt vor. ‚Angeklagte‘, sagte er, ‚hatten Sie schon vor der Ehe intimen Verkehr mit einem Manne?‘

Die Angeklagte schwieg; aber ein fahles Erröten huschte über ihre Wangen.

Der Verteidiger sprang auf und ersuchte aufgeregt um die Vernehmung irgendeiner Frauensperson, die von Kadanik missbraucht worden war, als sie bei ihm diente. Er habe ein Kind mit ihr gehabt ...

Das Gesicht des Vorsitzenden verfinsterte sich. Man konnte geradezu sehen, was seine Gedanken waren: um Himmels willen, die Verhandlung zieht sich ja immer mehr in die Länge! — Indessen schlepten sie sich weiter: wer von den beiden den Anstoß zu den ehelichen Zwistigkeiten gegeben, wieviel Frau Luise für den Haushalt bekommen, ob ihr Gatte Grund zur Eifersucht gehabt habe. Manchmal sah es ganze Stunden lang so aus, als sei hier gar nicht vom toten Kadanik und seiner Ehe die Rede, sondern von mir oder irgendeinem anderen der Geschworenen oder von wem immer. Mein Gott, was die da über den Toten aussagten, das könnten sie auch über mich aussagen. So gehen die Dinge vielleicht überall vor sich. Weshalb

redete man nur davon? Mir war, als zöge man uns alle Stück für Stück nackt aus, uns Männer und die Frauen; als nähme man unseren eigenen kleinen Hader in die Wäsche, als lüfte man unsere schmutzigen kleinen Intimitäten öffentlich aus, als zöge man die Geheimnisse unserer Betten und unsere Gewohnheiten aus dem Schlafzimmer ans Tageslicht. Es war unser eigenes Leben, das dort geschildert wurde, nur war die Schilderung böseartig und grausam wie eine Schilderung der Hölle. Sicher war der Kadanik im Grunde kein schlechter Kerl. Etwas heftig war er wohl, er hat die Frau oft angefahren und erniedrigt; hart und geizig war er, weil er schwer und wenig verdiente. Er war ein Weiberheld, verführte seine Dienstmädchen, hatte ein Verhältnis mit irgendeiner Witwe, aber es mag sein, dass er es nur aus Trotz tat und aus beleidigtem Männerstolz, weil Luise, seine Frau, ihn hasste wie widerliches Ungeziefer. Das Sonderbarste war folgendes: wenn einer der Zeugen des Verteidigers gegen den Ermordeten aussagte, wie zänkisch und kleinlich er gewesen sei, wie brutal, wie grob in seiner Sinnlichkeit und welche Paschamanieren er gehabt, da regte sich in uns männlichen Geschworenen zweierlei: Missfallen und Solidarität. Halt! fühlten wir, wenn man uns selbst deshalb zur Verantwortung zöge. . . Und wenn wieder ein Zeuge der anderen Seite Frau Luise belastete, ihrer Putzsucht oder ihres Leichtsinns wegen und weiss Gott weshalb noch, so verspürten wir Männer auf der Geschworenenbank eher etwas wie Wohlwollen, etwas das sie in Schutz nahm; aber die vier Frauenzimmer hinter uns bekamen bei solchen Gelegenheiten schmale Lippen und unversöhnliche Augen.

Stunden- und tagelang zog diese Eehölle an uns vorbei, gesehen mit den Augen von Dienstboten und Aerzten, Nachbarn und Klatschbasen. Streitigkeiten, Schulden, Krankheiten, häusliche Auftritte, alle Hysterie, all das Böse und Quälende, das einem Paar Menschen zugeteilt ist — als würde man menschliche Eingeweide in ihrer ganzen Hässlichkeit vor uns zur Schau aufhängen. Ich hoffe, dass Sie mir glauben, wenn ich Ihnen versichere, dass ich eine brave, anständige Frau habe. Aber damals habe ich manchmal nicht die Luise Kadanik vor mir gesehen, sondern meine eigene Frau, meine Lida; angeklagt, ihren Mann, Herrn Firbas, durch einen Schuss in den Hinterkopf ermordet zu haben. Ich verspürte den furchtbaren Schmerz dieses Schusses im Hinterkopf. Ich sah, wie Lida, bleich und verquollen, die Lippen zu-

sammengepresst, mit Augen, die vor Grauen, Widerwillen und Erniedrigung wahnsinnig in die Welt starrten, vor mir stand und gegen mich Klage führte. Ja, es war Lida, die man hier entkleidete und wie Schlachtvieh ausweidete. Meine Frau war es, mein Schlafzimmer, mein Leid, es waren meine Geheimnisse, meine Grobheiten. Mir war zum Weinen zumute, und ich wollte sagen: Siehst du, Lida, so weit hast du uns gebracht! — Ich schloss die Augen, um diese entsetzliche Vision loszuwerden. Lag aber das Dunkel vor mir, so waren die Zeugenaussagen, die ich hörte, noch quälender für mich, und als ich die Augen aufriss und nach Luise blickte, krampfte es mir das Herz zusammen: Himmel, Lida, wie hast du dich verändert!

Als ich von der Verhandlung nach Hause kam, erwartete mich Lida voll Spannung und fragte: ‚Nun, wird sie verurteilt?‘ — Es war ja eine Art Sensationsprozess, und besonders die Frauen nahmen Anteil an dem Fall. — ‚Ich‘, erklärte meine Frau voll brennendem Interesse, ‚ich würde sie verurteilen!‘

‚Das geht dich nichts an!‘ schrie ich sie an. Es war qualvoll für mich, mit ihr davon zu reden. Am letzten Abend vor dem Urteilspruch packte mich eine unerklärliche Unruhe. Ich lief im Zimmer auf und ab und überlegte: vielleicht wird es ein Freispruch, wozu wären sonst vier Weiber unter den Geschworenen? Wenn nur einer von uns die Schuldfrage verneint, wird sie freigesprochen! Wird es meine Stimme sein? — Ich fand die Antwort nicht. Unvermittelt befahl mich der Gedanke: Du hast doch in deinem Nachttisch einen geladenen Revolver — das ist eine Gewohnheit noch aus der Kriegszeit. Wie leicht könnte es geschehen, dass er einmal meiner Frau Lida zur unrechten Zeit in die Hand fiel! Ich griff nach dem Revolver: sollte ich ihn nicht verstecken oder mich überhaupt von ihm trennen? — Noch nicht, grinste ich, erst wird abgewartet, wie die Sache mit der Luise ausgeht! — Ja, wie es ausgeht. . . Und wieder begann ich mich zu quälen. . . Was um Himmels willen werde ich tun, wie soll ich stimmen?

Am letzten Verhandlungstag plädierte der Staatsanwalt — seine Rede war gut und hart. Ich weiss nicht, wo er das Recht dazu hernahm, aber er ergriff das Wort im Namen der menschlichen Familienbande. Ich hörte es wie aus der Ferne, als er besonderen Nachdruck auf die Worte wie: Familie, häusliches Leben, Ehe, Mann und Frau, Aufgaben und Pflichten der Frau legte. Man behauptete, es sei eine der hervorragendsten Reden

vor Gericht gewesen. Dann erhielt der Verteidiger das Wort und stellte etwas Furchtbares an: er baute sein Plädoyer auf eine sexualpathologische Analyse auf, wies nach, welche Widerstände eine geschlechtlich-kühle oder, wie das das nennt, frigide Frau einem brutalen Mann, einem Mantier gegenüber empfinden müsse; wie ihr physischer Ekel zum Hass heranwächst; welch ein tragisches Opfer eine solche Frau sei, ausgeliefert den Begierden eines rücksichtslosen Sexualtyrannen ... An dieser Stelle seiner Rede spürte man geradezu, wie alle Geschworenen von Frau Luise abrückten, wie in ihnen unbewusst ein gewisser Widerstand gegen das Anormale ausbrach, gegen etwas, das die menschliche Ordnung irgendwie umzustürzen oder zu verändern droht. Die vier Frauen unter uns waren blass, Feindschaft gegen jene Frau erfüllte sie, die so etwas wie eine Verpflichtung verletzt hatte. Und der Dummkopf von einem Rechtsanwalt trampelte weiter und immer eifriger auf seinen sexual-pathologischen Thesen herum!

Der Vorsitzende, der den verärgerten Ausdruck im Gesicht der Geschworenen nachsichtig beobachtet hatte, versuchte in seinem Resümee die Situation zu retten ... Er sprach weder von Familie noch von sexueller Hörigkeit, sondern er sprach von der Ermordung eines Menschen. Uns Geschworenen fiel ein Stein vom Herzen. So betrachtet, schien uns die Sache, aufrichtig gesagt, weit geniessbarer, einfacher und beinahe erträglich.

Bis zuletzt hatte ich keine Ahnung, wie ich die Schuldfrage beantworten würde. Aber als man uns die klare Frage stellte: „Ist Luise Kadanik schuldig, auf ihren Gatten, Johann Kadanik, mit der Absicht, ihn zu töten, geschossen zu haben?“ — da sagte ich, der ich als erster an die Reihe kam, ohne zu überlegen: „Ja!“ Denn sie hatte ja zweifellos die Absicht gehabt, ihn zu ermorden, und sie hat es ja auch getan. Und so antworteten alle zwölf Geschworenen mit „Ja“.

Dann herrschte gedrückte Stille. Ich sah die vier Frauen unter den Geschworenen an. Hart, beinahe feierlich sahen sie drein, als hätten sie eben in einem Kampf für die menschliche Familie gesiegt.

Als ich nach Hause kam, lief mir Lida, meine Frau, entgegen und fragte, bleich vor Aufregung: „Also, wie ist es ausgefallen!“

„Mit der Luise?“ sagte ich mechanisch. „Mit zwölf Stimmen schuldig. Verurteilt zum Tode durch den Strang.“

„Schrecklich!“ stöhnte Lida mit naiver Grausamkeit, „aber verdient hat sie es.“

In diesem Augenblick riss etwas in mir entzwei, ich weiss nicht, ob es die Spannung war, aber ich brüllte Lida an: „Ja, sie hat es verdient, weil sie eine Dummheit gemacht hat! Merk dir's, Lida, hätte sie in die Schläfe geschossen und nicht in den Hinterkopf, dann hätte sie sagen können, es sei Selbstmord gewesen, verstehst du? Dann hätte sie freigesprochen werden können. Merk's dir, Lida, in die Schläfe!“

Ich schlug die Tür hinter mir zu. Ich musste allein sein. Und, damit Sie es wissen, mein Revolver liegt heute noch in der unversperrten Schublade. Ich habe ihn nicht weggeräumt!»

Richard Katz

F A M I L I E S E A L Y H A M

Wie kommt man zu einem Hund? Man inseriert, besucht Zwinger, berät sich mit dem Tierarzt — es kostet Zeit und Geld, und bisweilen misslingt es doch.

Ein Freund brauchte Monate, bis er exakt *den* Hund bekam, den er sich gewünscht hatte: rasse-rein und stubenrein; so jung, dass er einen neuen Herrn annahm und so alt, dass ihm die Staupe nicht mehr drohte; nicht zu gross und nicht zu klein; ein Hund mit dem Stammbaum eines Herzogs und dem Brustkorb eines Boxers. Ein «Boxer» war er denn auch. Ein idealer Hund; sogar zu den Möbeln passte er. Mein Freund war nicht wenig stolz auf ihn. Nur wenn man fragte, was er bezahlt habe, seufzte er; denn er ist ein sparsamer Mann. «Immerhin», tröstete er sich, «es ist *der* Hund für mich.» Für ihn war es auch der Hund, aber nicht für seine Frau. Die biss er, kaum dass er ihrer ansichtig wurde, rechts hinten unter die Gürtellinie, obwohl er das als Boxer nicht hätte